

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 87/88 (1926)
Heft: 9

Artikel: Ja und Nein: grundsätzliches über Architekturkritik
Autor: Meyer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-40946>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ja und Nein

Grundsätzliches über Architekturkritik.

Ueber Malerei, Literatur, Theater gibt es eine öffentliche Meinung; die Meinung ist zwar zersplittert, die Ansichten bekämpfen sich, aber diese Gebiete finden wenigstens öffentliches Interesse, sie sind ein integrierender Bestandteil des kulturellen Lebens, und jeder auf diesen Gebieten tätige Künstler weiss von vornherein, dass er der Kritik ausgesetzt ist. Diese Kritik, Tadel wie Anerkennung, ist die hörbare Resonanz, die das Kunstwerk in der kulturell interessierten Öffentlichkeit findet, das Zeichen, dass der Anker Grund gefasst hat, dass es jemand der Mühe wert findet, sich mit dem neuen Gebilde auseinanderzusetzen.

Ueber Architektur besteht keine öffentliche Meinung; darüber dürfen wir uns durchaus keine Illusionen machen. So unglaublich es ist: Die gleichen Menschen, die in Malerei oder Musik vielleicht leidenschaftlich Partei ergreifen, gehen an den Gebäuden ihrer täglichen Umgebung stumpf vorbei, sie versuchen gar nicht, sich über die Gründe des Vergnügens oder Missvergügens Rechenschaft zu geben, das sie vor Architekturwerken empfinden. Vielleicht — das Schlimmste — empfinden sie weder Vergnügen noch Missvergüngen. Die Architektur hat den Kontakt mit dem Leben und dem öffentlichen Gewissen verloren, sie ist „l'art pour l'art“ geworden, und ob auf diesem abseitigen Gebiet nun so oder anders gebaut wird, modern oder klassizistisch oder meinetwegen chinesisches, ist höchst belanglos, weil sich ohnehin kein Mensch, der nicht gerade von Berufs wegen darin steht, für dieses Gebiet interessiert. So war es wenigstens bis vor ein paar Jahren, und ist es, von sehr vereinzelt Anzeichen einer Besserung abgesehen, noch heute. Wer daran schuld ist, kann hier nicht untersucht werden; diese Erscheinung hat sehr tief liegende Ursachen, sodass niemandem — also auch nicht der Architektenschaft — ein Vorwurf zu machen ist.

Symptom dieser Gleichgültigkeit ist der absolute Mangel einer öffentlichen Architekturkritik, die über die Erörterung von Bedürfnisfragen hinausgehen würde. Wird ein neues Gebäude eingeweiht, so fühlt sich die Bauherrschaft allenfalls zu einigen anerkennenden Allgemeinheiten in der Eröffnungsansprache verpflichtet; man schickt ein paar Notizen an die Zeitungen: . . . Zierde der Stadt . . . würdiges Denkmal kommunalen Opfersinnes . . . äusseres Zeichen des Gedeihens unserer Firma . . . schlichte, der Gedeihenheit des Inneren angemessene Formensprache der Fassaden — und männiglich atmet erleichtert auf, wenn man dann möglichst rasch wieder den sichern Boden der Baukosten und der ausführenden Firmen unter den Füßen fühlt. Und der zu solchem amtlichen Faltenwurf nicht verpflichtete Bürger lobt oder schimpft nach Herzenslust, je nachdem ihm die Farbe des Putzes, oder eine Figur über dem Eingang oder die schmiedeisenernen Gitter gefallen oder nicht gefallen, um morgen schon gleichgültig vorbeizugehen; und die Kollegen rechnen dem Kollegen nach, woher er seine Motive geholt hat, und überschlagen die Erfolgchancen, ob sie beim nächsten Wettbewerb besser ein klassizistisches, oder ein holländisches Projekt einreichen sollen. Denn feste Masstäbe, und wären es auch nur die einer einseitigen persönlichen Ueberzeugung, bekunden selbst unter den Architekten nur wenige.

Nun scheint aber diese stagnierende Gleichgültigkeit doch allmählig ins Fliessen zu kommen. Noch nicht bei uns; wir Schweizer sind in solchen Dingen etwas rückständig und träge, aber in Deutschland, Holland, Frankreich. Weite Kreise beginnen sich für Architektur zu interessieren, verworren, noch richtungslos, eine Beute der nächsten besten Schlagworte, aber schon die Bewegung an sich ist zu begrüßen. Das Echo, das beispielsweise der Ulmer Wettbewerb, oder das Chile-Haus in Deutschland gefunden haben — leidenschaftlicher Meinungsstreit oder kritiklose Bewunderung — das waren doch ganz neuartige Erschei-

nungen, erfreulich, auch wenn man nochsoviel an Reklamesucht und Kulturgetue davon abziehen muss.

Dieses erwachende Interesse bedarf der Stütze, der Aufstachelung und Führung, und beides ist die Aufgabe der Architekturkritik. Nun gibt es ja in künstlerischen Dingen keine mathematisch nachprüfbar Richtigkeiten, keine äusseren „objektiven“ Masstäbe, die von jedermann gehandhabt werden könnten, sondern einzig Ueberzeugungen. Und Ueberzeugungen haften notwendigerweise an Persönlichkeiten. Wir sind nun in unserer demokratischen Schweiz glücklich soweit, dass das als misslich empfunden wird. Gewohnt, alles und jedes durch Mehrheitsbeschlüsse zu entscheiden, bei denen sich der Name des Einzelnen hinter Kommissionsbezeichnungen versteckt, wobei die Diskretion, sich nicht persönlich vordrängen zu wollen, gar leicht in die Feigheit umschlägt, die sich nicht traut, mit dem Namen für eine Sache persönlich einzustehen, erscheint unserem demokratischen Geschlecht schon jede klare persönliche Meinungsäusserung als Affront, als unliebsame Störung, als Versuch zur Diktatur.

Wahrhaftig, man rechnet es dem Kritiker zum Vorwurf, dass er seine Meinung für die richtige hält: seht den eiteln Tropf! Aber wie könnte es der Kritiker vor sich selber verantworten zu schreiben, wenn er an das, was er schreibt, nicht einmal selber glauben würde? wenn er nicht seine Meinung für die richtige, ja die einzig richtige hielte? Wer noch nicht soweit ist, dass er gegen seine eigene Skepsis skeptisch geworden ist, der soll nicht schreiben. Und wer dann, ebenfalls in guten Treuen, anderer Meinung ist, der soll sie eben auch möglichst deutlich, möglichst scharf formuliert aussprechen, so wird sich jeder im Publikum schon selber seinen Vers dazu machen können, er wird sehen, dass man dieselbe Sache von zwei oder noch mehr Seiten ansehen kann, und sich davon anregen lassen, die Seite zu suchen, die ihm gemäss ist.

Sonderbare Situation dieser Kritik, die einst in Blüte gestanden, aber seit über 100 Jahren verfallen ist: nicht einmal ausreichendes Sprachmaterial, nicht einmal ein Handwerkszeug präziser, unmissverständlicher Begriffe steht ihr heute mehr zur Verfügung. Sie wird also bei den benachbarten Wissenschaften, Kunstgeschichte, Kunstphilosophie, Anleihen aufnehmen müssen. Erfahrungsgemäss sind aber selbst unter Architekten nur wenige bereit, gründlichen Erörterungen auf dieser Ebene zu folgen. Sei es, dass sie dazu gar nicht im Stande sind, oder dass der gute Wille zu dieser Anstrengung fehlt: jedenfalls ist man gleich mit dem Vorwurf bei der Hand, genaue Analysen seien „unnützes Gerede“, „theoretische Spintisierereien, für die sich kein Mann der Praxis interessiere“, und Ahnungslose meinen gar, man schreibe „über Probleme, die gar nicht existieren“, nur weil sie selber deren Wichtigkeit nicht einsehen. Als ob das Vorhandensein von Blinden ein Einwand gegen die Existenz der Sonne wäre! Bleibt also nur der andere Weg: ganz elementare Aufklärung mit aller-einfachsten Begriffen, und dies besonders, wo sich der Kritiker an ein grösseres Publikum, etwa in Tageszeitungen, wendet. Hier fühlen sich nun aber plötzlich die gleichen Leute, denen schon die einfachste theoretische Behandlung zu hoch war, in ihrer Würde gekränkt. Mit Beispielen des täglichen Lebens an ihre Architektur heranzugehen, am Ende gar einen Witz zu machen: das verstösst gegen jeden Anstand, gegen die Würde der Kunst, das Ansehen der Firma, ist eine Schande für den Kritiker, ein Makel an seiner Bildung, kurzum: etwas ganz Entsetzliches, Verabscheuungswürdiges, Zeichen verdorbenen Charakters und giftgeschwollener Ueberheblichkeit.

Das ganze Elend unserer Architektur kommt aber eben zum guten Teil daher, dass sie als Geheimwissenschaft betrieben wird, als eine Sache abseits des Lebens. Und darum gilt es, gerade dem grossen Publikum zu zeigen, dass man nicht Kunstgeschichte zu studieren oder Philosophie zu treiben braucht, um ein Verhältnis zur Baukunst zu bekommen, sondern dass man einzig die Augen offen halten und sich nicht durch Wichtigtuerei und

falsches Pathos blenden lassen muss. Architektur ist die alleralltägliche Sache, die jeden Menschen angeht wie seine tägliche Nahrung und Kleidung; man muss also mit allen Mitteln versuchen, die Architektur-Eindrücke mit den anderen, ganz banalen Erlebnissen des täglichen Daseins zu verknüpfen. Wenn man in gewählter Diktion eine Sache möglichst wissenschaftlich abhandelt, so hat kein Mensch das Gefühl, dass sie ihn persönlich angeht, und so muss man eben drastisch reden, und sei es im Stil eines Abraham a Santa Clara.

Aber wie gesagt, das ist dann den Baukünstlern wieder zu wenig würdevoll, zu wenig ästhetisch. Dafür ein ganz kleines Beispiel aus jüngster Zeit. Erschien da in einer grossen Tageszeitung ein Aufsatz über neue Industriebauten, bei denen man versucht hatte, die Grossartigkeit, die solchen Konzentrationen ungeheurer Kräfte anhaftet, durch kirchenartige Pfeilergliederung der Mauern, durch pseudogotisch-spitzgieblige Fensteröffnungen und zarte Farbtöne zum Ausdruck zu bringen. Also ein Formalismus schlimmster Art, der allen, nun schon seit Jahren im In- und Ausland gründlich durchgedachten und zur Klarheit geläuterten Ideen von Wahrheit und Ehrlichkeit des Ausdrucks ins Gesicht schlägt, und das im ureigensten Gebiet moderner Baukunst, am Fabrikbau. Da glaubte nun der Kritiker seinen Eindruck der krassen Nicht-Uebereinstimmung nicht besser formulieren zu können, als mit dem Gleichnis: das sei ungefähr so, wie wenn man einen Tiger oder Elefanten dadurch verschönern wollte, dass man ihm Spitzenhöschen anzieht. — Darob empörte Entrüstung. Warum eigentlich? Der Vergleich sagt genau das, was gesagt werden musste, er ist gerade dem Leser der Tageszeitung ohne jedes weitere Wort verständlich, und ich wäre froh, wenn mir so plastische Vergleiche öfters einfallen würden, die alle weiteren Explikationen überflüssig machen. Natürlich könnte man das Gleiche auch theoretisch formulieren, von einer Diskrepanz der funktionellen und formalen Elemente reden, von unklarer Vermengung der Kategorie des Zweckmässigen und des Schönen, mit dem Erfolg allerdings, dass fünfundneunzig Prozent der Leser nicht verstehen, was gemeint ist.

Eine innerlich hohle Architektur hat freilich Grund, sich vor solchen Vergleichen zu fürchten, denn sie lebt von dem aufgeblasenen Pathos, das in dem Augenblicke platzt, wo es lächerlich wird. Was aber wirklich Bestand hat, dem können auch drastische Vergleiche nichts anhaben, im Gegenteil, sie rücken das bisher als fremdartig Empfundene der gewöhnlichen Lebens-Sphäre näher, sie vermitteln den Anschluss an das tägliche Dasein, auf den es vor

allen Dingen ankommt. Die chinesische Mauer zwischen Publikum und Baukunst muss niedergerissen werden; das liegt in der Strömung der Zeit, in der der einzelne Kritiker nur als bescheidener Arbeiter mitwirkt, dessen Person völlig belanglos ist. Und dass dabei alle jene Bauten ihren Nimbus verlieren, jene erschreckend vielen Bauten, die als Fundament nicht den gesunden, lebendigen Boden haben, sondern eben diese baufällige chinesische Mauer einer eiteln Pseudo-„Kunst“, das kann keine Schonung und kein ängstliches Beschweigen verhindern. Das mögen sich auch alle jene ach so gewählten, ach so wohl-erzogenen Zeitschriften gesagt sein lassen, deren einzige Farbe ihre Farblosigkeit ist. Besagter Elefanten-Vergleich hat seinem Verfasser denn auch eine Rüge zugezogen; was hat aber der Leser schon davon, wenn ein Quidam den andern zurecht weist? Nicht auf die Leute kommt es an, sondern auf die Sache, und so wäre es gewiss fruchtbarer gewesen, wenn der anonyme Verfasser jener Rüge statt ihrer, unter Darlegung seiner Gründe, den Lobeshymnus auf jenes Bauwerk angestimmt hätte, der seiner ehrlichen Ueberzeugung entspricht, wie ich zu zweifeln mir nicht erlaube. Dann hätten *die Leser* zwischen diesen entgegengesetzten Stellungen entscheiden und ihren eigenen Standpunkt beziehen können, denn darauf, auf das *eigene Anschauen* und *eigene Denken* kommt es ja an, und der Kritik kann nichts schlimmeres widerfahren, als dass sie von Kritiklosen kritiklos als Evangelium hingenommen wird.

Damit, dass man den lieben Gott spielt, der Teil und Gegenteil gleicherweise gelten lässt, ist niemandem gedient, und die schönsten Bilder bleiben unfruchtbar, wenn man aus dem Text nicht klug wird, ob sie nun eigentlich ehren- oder schandenhalber abgebildet werden. — Non satis est, placuisse oculis, nisi pectora tangas — und so hasse ich denn alle jene Begleittexte, in denen der Verfasser nicht zeigt, nach welcher Seite sein Gesicht steht (gesetzt, dass er eins habe), jene kluge Opportunitäts- und Vereins-Journalistik, die mit lauem Lob und lahmem Tadel den heissen Brei umschleicht, sodass niemand weiss, ob es dem Verfasser mit seinem Lob ernst ist, oder ob er gern deutlicher tadeln würde, sofern er dürfte.

Eine Kritik, die nicht wagt, das Kind beim rechten Namen zu nennen, bliebe besser ungeschrieben, denn ihrem Lob fehlt alle auszeichnende, ihrem Tadel alle bessernde Kraft. Nicht Leisetreterei ist die oberste Pflicht des Kritikers, sondern der Mut zur klaren Entscheidung. Für ihn mehr als für alle andern gilt der schöne Bibelvers „Eure Rede aber sei Ja, Ja, Nein, Nein, was darüber ist (oder darunter), das ist vom Uebel.“

Peter Meyer.

Die Verschiebebahnhöfe am X. internationalen Eisenbahnkongress 1925.

Von Prof. C. ANDREAE, Zürich.

(Fortsetzung von Seite 124.)

7. Während des Ordnen muss die Bekanntgabe der Ordnungsgeleise, in die jeder Wagen (bzw. jede Gruppe) kommen soll, an die Weichenwärter und allfälligen übrigen Beamten auf einfache und klare Art erfolgen, die bei Tag, Nacht und Nebel anwendbar ist. Die angewandten Systeme sind je nach den Verhältnissen verschieden. Unter den Anordnungen, die hervorgehoben zu werden verdienen, bieten besonderes Interesse das System der Ordnungszettel, die Anordnung von elektrischen Druckknöpfen am Ablaufrücken und elektrischen Signaltafeln in der Stellwerkbohle, sowie die Anwendung von Lauffernsprechern und Lichtsignalen.

Eine einfache und sehr — auch in der Schweiz — verbreitete Art der Geleiseangabe an die Weichensteller ist das Anschreiben der Geleisennummer auf den einen Vorderpuffer der Wagen nach den Frachtbriefen oder Verzeichnissen der im Zuge stehenden Wagen. Sie hat aber den Nachteil, dass sie nicht ungefährlich ist und bei Nacht, besonders bei Nebel versagen kann. Wo nachts rangiert wird, ist für Beleuchtung dieser Zahlen am Ablaufrücken

zu sorgen. So sind z. B. in Basel (badisch) längs dem Rücken auf Pufferhöhe eine Reihe elektrischer Lampen hintereinander angebracht, die gegen die Weichen abgeblendet, ihr Licht durch Scheinwerfer gegen die vom Rücken heranrollenden Wagen werfen. Auch in Biel ist der Ablaufrücken durch eine Reihe von sechs auf Masten montierten Lampen beleuchtet. In manchen Fällen hat sich das System der Ordnungszettel besser bewährt, wobei sowohl der Rangierchef wie das Rangierstellwerk ein Verzeichnis der Wagen nach ihrer Reihenfolge mit der entsprechenden Richtungsgeleisennummer erhält. Immer mehr geht die Tendenz — um Fehlläufe zu vermeiden und auch Zeit zu sparen — dahin, die Verbindung zwischen Rangierleitung und Stellwerk, sogar den Rangierbetrieb, bzw. das Stellen der Weichen und Weichenstrassen ganz zu mechanisieren. Die Leistungsfähigkeit eines Verschiebebahnhofs hängt hauptsächlich von der Leistungsfähigkeit seiner Ablaufanlage ab. Mit der Geschwindigkeit des Abdrückens wächst auch die Zahl der in bestimmter Zeit behandelten Wagen.